

BEROAZAR

Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Eine Undine. Von André Theuriet. Deutsch von Natalie Rümelin. (Schluß). — Der erste Verdruss in der Ehe. Von Goeneutte. — Ein Mädchenhaar. Von Frida Schanz. — Am Weider. — Stimmen im Walde. Von A. Kobaubi. — Unsere Illustrationen. — Mode-Notizen (mit Abbildungen). — Pariser Modenbrief. — Wirtschaftsplaubereien (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. December. — Schach. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 38. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe (Nr. 37) und des Rebus (Seite 352). — Rebus. — Ein neues Berliner Warenhaus (mit Abbildung).

Eine Undine.

Von André Theuriet. Deutsch von Natalie Rümelin. (Schluß.)

VIII.

Während der Abwesenheit Evonymes überkam Antoinette ein Gefühl der Ruhe und der Erleichterung. Es war,

als ob sie aus einem beängstigenden Traum erwachte und endlich wieder frei aufatmen könne. Sie war nicht gezwungen, ihre häßliche Rolle zu spielen und sich und andere zu belügen. Sie wünschte, daß die Minuten sich in Stunden und die Tage in Jahrhunderte verwandelten und ihr Verlobter nie zurückkehrte. Während dieser Zeit könnte dann irgend ein unvorhergesehener Zwischenfall sie vor dem Ausgang retten, den sie jetzt, da ihr erster Zorn sich gelegt hatte,

scheute. Jacques Duhour, dessen Urlaub zu Ende war, würde zweifelsohne an seine Stelle zurückkehren, und dann... wer weiß? ... In einem Winkel ihres Herzens glühte noch ein kleiner schwacher Hoffnungsstrahl, ähnlich dem dünnen Lampenschimmer im Zimmer eines Sterbenden. Sie sagte sich, Jacques habe sie zu sehr geliebt, um sie vollständig vergessen zu können. Celine hatte ihr so oft wiederholt: „Du hast Augen, die verhexen, meine Tochter; der, welcher Dich liebt,



Der erste Verdruss in der Ehe. Von Robert Goeneutte.

Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild vom 1. December.

wird sich nie von Dir losreißen können.“ ... Antoinette hatte schließlich selbst daran geglaubt. Es hatte ihr unmöglich erschienen, daß Duhour, wenn er nach Auberive zurückkehre, sie am Arm eines anderen sehen könne; aber die Tage gingen dahin und das Zimmer des Forstmeisters im Wirtshause stand noch immer leer. In dem Flecken sagte man, er habe die Ermächtigung erhalten, seinen Wohnsitz in Langres zu nehmen, und gewisse Leute behaupteten sogar, er habe seine Entlassung eingereicht. Jedenfalls war er nicht wiedergekommen. Nun war alles erschunden, alles, sogar die Aussicht auf die traurige Rache, der Antoinette ihr ganzes Leben geopfert hatte. Jacques würde nicht einmal den Lärm der Hochzeit hören, der Klang der Glocken würde nicht mit Gewissensbissen wie ein zweischneidiges Schwert in seine Seele dringen. Alles war vorüber, die letzte Hoffnung war dahin, das letzte Licht erloschen.

Als das junge Mädchen am Morgen des Tages, der für Evonymes Rückkehr festgesetzt war, das Fenster öffnete und das Krähen der Hähne und das Brausen der Mühlenschleuse hörte, als sie sich gegenüber die bewaldeten Höhen in violettem Dunst gehüllt sah, erfüllte die Erinnerung an die glücklichen Tage des Sommers ihre ganze Seele. Wie weit lagen diese zauberhaft schönen Tage zurück! Wie groß war der Abgrund zwischen der Zukunft, die sie damals träumte, und dem Geschie, dem sie jetzt ins Auge sehen mußte! Alles hatte sich so furchtbar verändert, und verändert durch ihre Schuld. Das Bewußtsein, selbst die Hauptursache ihres Unglücks gewesen zu sein, stieß sie in dumpfe Verzweiflung. Sie hatte geglaubt, die Welt müßte für ihre Launen dieselbe Nachsicht haben, die Celine gezeigt; sie hatte gedacht, auch das Leben würde sie als verwöhntes Kind behandeln, und nun hatte ihr die erste Erfahrung, die Wirklichkeit, eine tödliche Enttäuschung bereitet. Das Unglück war geschehen, die Wunde war unheilbar und blutete weiter. Warum war sie nicht gleich gestorben an dem Tag, an dem Jacques Auberive verlassen hatte? Der Tod schreckte sie nicht; sie hatte sich längst mit ihm vertraut gemacht, schon damals, als sie im Kloster von Marmoutiers die Tafel Berliner Blau verschluckte. Sterben war doch, genau betrachtet, etwas viel weniger Schreckliches, als mit Leib und Seele einem Manne angehören, den sie nicht liebte. Sie bebte schon bei dem Gedanken daran. ... Wie wird es erst sein, wenn sie Evonymes Weib geworden ist, sein Weib fürs ganze Leben! Ihre Kefle schnürte sich zusammen, bittere Thränen füllten ihre Augen. „Nein, nein!“ rief sie aus, „es ist nicht möglich, ich werde es niemals können!“

„Gib, meine liebe Tochter,“ sagte Celine hinter ihr, „Du mußt Dir keinen Zwang anthun, sprich offen und löse diese verwünschte Verlobung auf.“

„Ach!“ entgegnete Antoinette finster, „ich selbst habe sie gewollt, und jetzt ist's zu spät. ... Ich habe mit dem Glück meines Lebens gespielt und habe es zerstört.“

„Ach was!“ rief Celine und faßte ihre Hände, „es ist noch nicht aller Tage Abend, und ich habe so eine Idee, als ob aus dieser Heirat nichts würde.“

Antoinette schüttelte traurig das Haupt, aber Celine beharrte nichtsdestoweniger bei ihren beruhigenden Prophezeiungen, die sie mit um so größerer Sicherheit aussprach, als sie vom Erfolg der Ermahnungen, mit denen sie Evonymine erbaute hatte, fest überzeugt war. Sie hoffte, daß ihre harten Worte Evonymine zum Nachdenken gebracht hätten und er nicht wiederkehren werde, um seine Rechte als Bräutigam geltend zu machen. Sie täuschte sich. Gegen zwölf Uhr hörte sie Taufendtschön im Hofe bellen, und die Arme wäre fast rücklings hingefallen, als sie Evonymine erblickte, vom Postboten gefolgt, welcher die kostbaren Pakete mit den Brautgeschenken auf einer Handtarre schob.

Die vertraulichen Mitteilungen Celines hatten wirklich wie eine kalte Douche auf Evonymes Begeisterung gewirkt; allein nach seiner Gewohnheit hatte er lange über die Worte der Dienerin nachgedacht, und dieses Nachdenken hatte ihn wieder in unklare Unentschlossenheit gestürzt. Seine Eigenliebe war aufs tiefste verletzt. Man hat gut ein Philosoph aus der Schule Montaignes sein, es bleibt doch immer unangenehm, sich sagen zu lassen, daß man einer hübschen Frau, auf welche man Eindruck gemacht zu haben glaubt, mißfalle. Von da zum Zweifel an der Aufrichtigkeit Celines war es nur noch ein Schritt. „Diese Person,“ dachte Evonymine, „hat sich mit meiner Heirat nie befreunden können, sie hatte für Jacques gegen mich Partei ergriffen und trägt nun mir die Niederlage ihres Schützlings nach.“ Uebrigens empfand Evonymine, obgleich er nicht leidenschaftlich in sie verliebt war, doch eine ernste Zuneigung zu Antoinetten und sein Herz litt bei dem Gedanken an die falsche Stellung, in der sich das Mädchen befinden würde, wenn auch aus dieser zweiten Heirat nichts würde. Welch ein unangenehmes Aufsehen müßte ein Bruch bei dieser Lage der Dinge erregen. Die Zukunft Antoinettes würde für immer kompromittiert sein und er müßte sich mit der Familie überwerfen. Evonymine sah nichts als ein unentwirrbares Durcheinander von unangenehmen Dingen. Nachdem er lange das Für und Wider erwogen hatte, beschloß er, nach Auberive zurückzukehren, fest

entschlossen, das Wesen seiner Braut kaltblütig zu beobachten und einen entscheidenden Schritt erst zu thun, nachdem er das Herz des jungen Mädchens offen befragt hatte.

Bei seiner Ankunft in Langres wurde seine Verlegenheit und seine Ratlosigkeit durch ein ganz unvorhergesehenes Ereigniß noch vermehrt. Als er sich eben im Postwagen niedergelassen hatte und dieses gelbe Fuhrwerk sich auf der Hauptstraße der Stadt in Bewegung setzte, glaubte Evonymine auf der Schwelle eines Gasthofes Jacques Duhour in seiner Forstmeistersuniform zu erkennen. Er traute anfangs seinen Augen nicht, beugte den Kopf über den Wagenschlag und überzeugte sich nun, daß jener Forstmann, der trübselig dem in der Richtung nach Auberive dahineilenden Postwagen nachstarrte, wirklich und wahrhaftig sein Freund Duhour sei. „So, er ist zurückgekommen,“ brummte er in seinen Bart. „Wer weiß, ob diese verwünschte Magd ihn nicht benachrichtigt hat, ob sie nicht mit einander einverstanden sind, mich zu verdrängen? Ach, was brauchte ich mich auch zu verlieben, und was soll ich in der Zwangsjacke der Ehe thun?“

Als er in das Empfangszimmer im Lisleschen Hause trat, zitterte dem armen Jungen das Herz im Leibe. Er fühlte all seine heroische Entschlossenheit an der eifrigen Gleichgültigkeit Antoinettes scheitern. Während Celine die Geschenke auspackte, näherte sich Ormancey dem jungen Mädchen; er zog zwei Schmuckkästchen aus der Tasche und sagte: „Wollen Sie nicht sehen, ob dies die Steine sind, die Sie wünschten?“

Die Kästchen enthielten einen Schmuck aus Opal und Aquamarin. Antoinette berührte ihn mit den Fingerspitzen und machte ein bejahendes Zeichen. Celine war aufgestanden, um ihn zu betrachten.

„Opale!“ rief die abergläubische Dienerin. „Ich hoffe doch, daß Sie dies meinem kleinen Mädchen nicht schenken wollen! Diese Steine bringen Unglück.“

„Ich habe sie selbst gewählt,“ antwortete Antoinette. Dann wandte sie sich an Evonymine und setzte mit finsternem Blick hinzu: „Sind nicht Aquamarin und Opal das passende Geschmeide für eine Undine?“

„Legen Sie es wenigstens zur Probe an!“ sagte Evonymine mit einem demütig bittenden Blick.

„Sie nahm die Edelsteine und trat vor den Spiegel. Ein Sonnenstrahl fiel auf sie und die fließenden Falten ihres weißen Musselkleides schmiegt sich weich an ihre biegsame Gestalt und die königlichen Schultern. Ihr zarter, geschmeidiger Hals war von einer weiten, in Falten gelegten Halskrause, wie sie die Frauen des sechzehnten Jahrhunderts trugen, umrahmt. In den Ohren, um den Hals und die Handgelenke glänzten die Opale und Aquamarine wie klare, regenbogenfarbig angehauchte Wassertropfen. Ihre Wangen, noch weißer als der Stoff des Kleides, ließen den siederhaften Glanz der großen Augen noch mehr hervortreten. Ueberrascht von dieser schneeigen Schönheit, erwachte Evonymes Liebe aufs neue und seine Zweifel verslogen wie Nebel im Sonnenschein, und er ging langsam, mit unnatürlich aufgerissenen Augen, auf sie zu.

„Finden Sie mich schön?“ frug Antoinette mit eisigem Lächeln.

„Sie sind wie eine Wassersee!“ antwortete Evonymine entzückt. Er ging galant auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm gleichgültig überließ; dadurch ermutigt, wollte er einen Kuß auf die schönen Augen drücken, die ihn so ergeben anblickten, aber in dem Augenblick, als schon die Lippen des kühnen Bräutigams die braunen Wimpern des jungen Mädchens streiften, nahm das Antlitz desselben einen furchtbaren Ausdruck von Widerwillen und Angst an, die steifen Arme stießen Evonymine zurück: „Nein, nein, niemals!“ rief sie aus, verlor die Besinnung und sank ohnmächtig zur Erde.

Celine war bei dem Schrei, den Evonymine ausstieß, herbeigelaufen. Sie schob Evonymine, der das junge Mädchen halten wollte, barsch bei Seite. „Sie sehen ja, daß Sie sie noch umbringen!“ flüsterte sie zornig. „Machen Sie, daß Sie fortkommen.“

Er entfernte sich ganz verwirrt. „Diesmal war es deutlich genug,“ sagte er zu sich selbst, als er ziemlich kläglich den Weg „zwischen zwei Wassern“ einschlug, „und ich verstehe alles. ... Wenn ich dies fürchterliche Mädchen gewähren ließe, würde sie sich kopfüber in den Abgrund stürzen und mich auch mit hinabziehen. Danke schön! ich werde ihr dabei nicht Gesellschaft leisten. Schon eine glückliche Heirat ist nichts Herrliches, aber eine Ehe wie diese würde die Hölle selbst sein für sie und für mich. Oh, die Frauen! Sie hätte mich kaltblütig geopfert für das Vergnügen, sich an Jacques zu rächen!“

„Die Lehre dan!“ rief er für alle Zukunft, „Schöne!“

Diesmal war er von der Lust zu heiraten gründlich geheilt; der Anblick des armen Mädchens, das Jacques liebte und Folterqualen litt, erregte sein Mitleid. Wie kam es aber, daß er, der sich etwas darauf zu Gute that, das Menschenherz zu beobachten, sich früher die Beständigkeit dieser Liebe, die wie ein scharfer Stahl in der Wunde stecken geblieben war, erraten hatte? ... „Wie!“ rief er innerlich aus, „werde ich nichts thun, um dieses Glück wieder herzu-

stellen, das ich zerstört habe? ... Postausend! ich will ihnen Beiden zeigen, daß ein Mann, und zwar ein braver Mann, in der Haut Evonymes Ormanceys steckt, und ich werde alles wieder gut machen und sollte ich auch einige Fäden meines Stolzes an den Sträuchern hängen lassen müssen!“

Er lenkte seine Schritte nach dem Wirtshause und frug nach Nachrichten von Jacques. Der Forstmeister war noch nicht wieder bei Pitoulets erschienen, aber man wußte, daß er seinen Dienst wieder angetreten hatte und seine Kontrolltoure im Walde wieder machte; ein Waldhüter aus der Nachbarschaft war von ihm beauftragt worden, am nächsten Morgen das in dem Wirtshause zurückgebliebene Gepäck und die während seiner Abwesenheit für ihn eingegangenen Brieffschaften abzuholen und im Forsthaufe, beim Unterförster Sauvageot, wo Jacques seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, abzugeben. Evonymine ging langsam nach Hause und verbrachte den Abend vollends damit, seinen Plan auszudenken, den er ohne Zögern ausführen wollte.

Er verließ die Meierei, sobald der Tag graute und kam sehr früh in die Seilerstraße, wo er Herrn von Lisle und seine Tochter beisammen traf und wo er sofort seinen ganzen diplomatischen Scharfsinn in Bewegung setzte, um Antoinette zu überreden, ihn nach Val-Clavin zu begleiten. Sie hatte ihm diesen Besuch schon lange versprochen und er wünschte so sehr, ihre Ansicht über gewisse innere Verschönerungen zu hören. Sein Vorschlag wurde weniger schlecht aufgenommen, als er gefürchtet hatte. Celine war nicht da, und Herr von Lisle, der von der Scene vom vorigen Abend unterrichtet worden war, hatte seine Tochter ziemlich hart angelassen über das, was er ihre Firtelanzereien nannte. Sie bereute übrigens selbst, so wenig Mut gezeigt zu haben und wagte nicht, ihm eine abschlägige Antwort zu geben. Es wurde verabredet, daß Herr von Lisle den jungen Leuten gegen Mittag nachkommen solle und man dann in der Meierei frühstücken wolle.

Sie machten sich auf den Weg. Das Wetter war sehr klar, es hatte während der Nacht gefroren; die welken Blätter, die den Weg bedeckten, waren leicht bestreut mit Reif und die Erde krachte unter den Füßen. Evonymine führte Antoinette auf einem Fußwege durch den Wald. Er beglückwünschte sich innerlich zu dem Erfolg verheißenden Anfang seines Unternehmens und hoffte, das Ganze gut zu Ende zu führen. Er trällerte leise vor sich hin, während er Antoinetten die steilen Abhänge des Waldes ersteigen half und gab sich Mühe, die Unterhaltung auf gleichgültige Gegenstände zu lenken. Das junge Mädchen that, überrascht von dieser zarten Aufmerksamkeit, ihr Bestes, das Gespräch über harmlose alltägliche Dinge im Flusse zu erhalten.

So legte sie den Weg zurück, ohne es zu merken. Plötzlich öffnete sich der Fußpfad am Saume eines Gehölzes und Antoinette erkannte im Grunde der Schlucht den Teich von la Thuillière, der von gelbblättrigen Eichen umgeben und von Sonnenschein überflutet vor ihr lag. „Warum haben Sie mich hierher geführt?“ rief sie in gereiztem Ton, „das ist nicht der Weg nach der Meierei.“

„Nein,“ antwortete Evonymine, „aber ich habe den Waldhüter von la Thuillière über etwas zu befragen. Es handelt sich höchstens um eine Viertelstunde. Sehen Sie sich hier in die Sonne und lesen Sie in diesem Buche, während Sie auf mich warten.“ Er gab ihr einen Band Lafontaine in die Hand und betrat mit laut pochendem Herzen den Pfad, der nach dem Forsthaufe führte.

Aus dem, was ihm die Wirtin von Auberive mitgeteilt, hatte er geschlossen, daß Jacques, mit seinem Umzug vollauf beschäftigt, heute nicht in den Wald gehen werde. Er hatte sich nicht getäuscht; Jacques Duhour richtete sich in einem kleinen, im ersten Stock gelegenen Zimmer ein, von dem man eine Aussicht auf die Wälder und den Weiher hatte. Bei seinem Eintritt fand ihn Evonymine über Register und Karten gebeugt, die auf dem Fußboden lagen, neben ihm stand ein mit Papieren bedeckter kleiner Tisch. Beim Knarren der Thüre wandte Jacques sich um und Evonymine erschraf über die traurige Veränderung, die mit seinen Zügen vorgegangen war: er war mager geworden, die Augenhöhlen hatten sich noch mehr vertieft. Beim Anblick des unerwarteten Besuchers erblaßte Jacques, sprang heftig auf und rief: „Was wollen Sie? ich hoffe, Sie niemals wieder zu sehen!“

„Jacques, mein alter Kamerad ...“ fing Evonymine mit bewegter Stimme an.

Jacques sah ihn hochmütig an: „Rufen Sie unsere alte Freundschaft nicht an. Sie ist tot! Sie hätten wissen müssen, daß mir Ihr Anblick peinlich ist.“

„Höre mich einen Augenblick mit Ruhe an.“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen,“ sagte er; „ich will nichts hören.“

„Postausend,“ sagte Evonymine entschlossen. „Du wirst mich dennoch anhören! Wenn Du denkst, ich sei zu meinem Vergnügen hier heraufgestiegen, dann täuschst Du Dich. Mein Gewissen hat mich dazu getrieben, und ich gehe nicht von hier fort, ehe ich mich dessen entledigt habe, was ich für meine Pflicht halte.“

„So sprechen Sie, aber beeilen Sie sich!“ murmelte Jacques, ohne ihn anzusehen.

„Ich bin im Unrecht gegen Dich,“ fuhr Drmancey langsam fort, „und ich bitte Dich um Vergebung; aber es handelt sich nicht um mich, ich will von Antoinetten reden.“

Jacques zuckte schmerzlich zusammen. „Wollen Sie mich um meinen Segen bitten?“ rief er mit bitterem Hohn.

„Es handelt sich nicht um mich, sage ich Dir . . . wenn ich einen Augenblick dumm genug war, zu glauben, ich könnte einen annehmbaren Ghemann abgeben, so bin ich von meiner Thorheit schnell geheilt worden. Antoinette hat stets nur Dich geliebt. Daß Du sie verlassen hast, tödtet sie und sie geht daran zu Grunde. Du glaubst mir nicht!“ rief er, als Jacques die Schultern zuckte. „Himmliche Güte! wie kannst Du mir denn nicht glauben wollen, wenn ich als Beweis meinen jämmerlich unter die Füße getretenen Stolz bringe und mich so weit vor Dir demütige, daß ich eine lächerliche Rolle spiele? Sie hat mir nichts gesagt von ihrer Liebe und ihrem Leiden, dazu hat sie viel zu viel Stolz! Aber ich habe alles erraten an der Fieberglut ihrer Augen, an der Blässe ihrer Wangen und an ihrem unbezwinglichen Widerwillen, wenn meine Hand die ihre berührt. Sie erduldet Qualen, mein Freund, und deshalb bin ich hier!“

„Und ich!“ rief Jacques, sein abgemagertes Gesicht nach Evonyme wendend, „glaubst Du, ich leide nicht? Denkst Du, daß man eine Liebe, wie die meinige, aus dem Herzen reiße, ohne daß dieses blutet? Seit einem Monat lebe ich nicht, denke ich nicht. Ich gehe umher, wie von einem bösen Traum gefesselt! Als ich meine Arbeiten wieder aufnehmen wollte, sah ich, daß ich nicht fähig dazu war, und als ich hier ankam und hörte, daß Du sie heiraten werdest, da war es mir, als ob man mir ein glühendes Eisen in meine Wunde stieße. Ihre Augen werden hohl, sagst Du, und ihre Wangen erbleichen; nun, sieh her! sehe ich noch aus wie ein Lebendiger?“

„Du,“ sagte Evonyme ernst, „Du bist ein Mann und sollst stark sein im Schmerz; aber sie, das arme Kind, so reizend und so wenig zum Leiden geschaffen! Ein Windstoß, der einer Eiche nur ein paar Blätter raubt, kann eine Blume knicken. Komm!“ fuhr er fort, als er einen Schauer über das Antlitz Jacques' Duhour' fliegen sah, „laß Dich erweichen und sei gut gegen sie!“

Jacques schien ihn nicht zu hören; er schritt mit wachsender Aufregung in dem kleinen Zimmer auf und ab. „Du weißt es nicht,“ begann er endlich und blieb vor Drmancey stehen, „sie hat nie verstanden, wie sehr ich sie liebte. Die ganze Hoffnung meines Lebens hatte ich auf sie gesetzt! Ehe ich sie kannte, hatte ich nie geliebt. Jeden Blutstropfen in mir, die ganze Kraft meiner Jugend und Schätze von Bärtlichkeit, an die noch Niemand gerührt, gab ich ihr zu eigen. Was hat sie mit all dem gemacht? Sie nahm meine Leidenschaft für eine Liebe, mit der man ungestraft spielen kann. Welches Mitleid hat sie empfunden, nachdem sie mein Herz gebrochen hatte? welche Reue hat sie gezeigt? Ich verlangte nur ein Wort, nur einen aus dem Herzen kommenden Ruf, um zurückzukehren und zu ihren Füßen zu weinen. Und dies Wort! — sie hat nicht daran gedacht, es auszusprechen!“

„Und Du,“ entgegnete Evonyme, „hast Du daran gedacht, den Ruf zu erwarten, von dem Du sprichst? Bist Du nicht zu eilig gewesen im Verdammnen? Du bist fortgerannt wie toll, ohne auch nur zu sagen, wohin Du gingst. Bist Du sicher, daß Antoinette Dir nicht geschrieben hat, daß ihr Brief nicht unterwegs verloren gegangen ist?“

„Oh!“ machte Jacques und schüttelte ungläubig den Kopf.

„Bist Du Deiner Sache sicher — hast Du wenigstens Deine Wirtin in Auberive gefragt?“

Jacques näherte sich dem mit Papieren bedeckten Tisch. „Hier liegt,“ sagte er, „alles, was während meiner Abwesenheit angekommen ist, lauter die Verwaltung betreffende Schreibereien. Du kannst sie durchsuchen; Du wirst nichts als Dienstbriefe finden.“

Trotz seiner letzten Worte beugte er sich mit Evonyme über die angehäuften Schreibereien und beide begannen dieselben mit fieberhafter Hast zu durchstöbern. Plötzlich stieß Evonyme einen triumphierenden Schrei aus. Er hatte den kleinen Brief Antoinettes entdeckt, der sich halb unter das doppelte Kreuzband einer Amtszeitung verkrochen hatte. Er reichte ihn Jacques, der das Couvert mit bebender Hand abriß.

„Der Poststempel trägt das Datum des 21. September,“ murmelte Evonyme.

Jacques Duhour' verschlang die Zeilen des armen, vergessenen Briefes. Je mehr er las, je bleicher wurde er; die Muskeln seines Gesichtes lösten sich, ein Schluchzen hob seine Brust und zwei Thränen fielen auf den Brief herab. Evonyme betrachtete ihn schweigend und fühlte sich selbst ergriffen. Jacques las den Brief wieder und wieder, ohne sich zu rühren. Endlich klopfte ihm Evonyme sanft auf die Schulter und deutete durch das offene Fenster auf die tiefe Schlucht, in der der Weiher in der Sonne blühte.

„Dort ist sie!“ sagte er, „am Waldeisaum. Ich habe sie zur Ueberraschung hergeführt, und sie ahnt nichts.“

Jacques betrachtete einen Augenblick mit zusammen-

gepreßten Lippen die sonnenhelle Schlucht, dann verließ er plötzlich das Zimmer und stürzte aus dem Forsthaufe. . .

Nachdem ihr Gefährte sich entfernt, hatte Antoinette den Waldeisaum verlassen, Evonymes Buch zwischen dem dünnen Laube liegen lassen und den Weg nach dem Weiher eingeschlagen. Der Reif war in der Sonne geschmolzen, leichte, feuchte Nebel wogten über den nach Süden gelegenen Wiesen. Das junge Mädchen erkannte die geringsten Einzelheiten an dem Ufer, an dem sie am Ballabende verweilt hatte. Alles war unverändert an derselben Stelle, die Weiden der kleinen Insel, der halbzerbrochene Steg, der Wasserflee, der seine dreizackigen Blätter im Wasser schaukelte. Sie hatte sich auf dem äußersten Rande des Ufers niedergelassen und betrachtete, den Kopf in die Hand gestützt, den Teich, dessen Oberfläche leicht vom Wind gekräuselt war und dessen leuchtende Wellen fast ihre Füße bespülten. Das klare, grüne Wasser ließ die in beträchtlicher Tiefe auf dem Grunde schwimmenden Pflanzen erkennen, über die manchmal ein Sonnenstrahl wie lieblosend hinstrifte. Hier war Ruhe, Vergessen alles Glends und Vernichtung. Wäre es nicht viel besser, dachte Antoinette, unter dem wogenden Schleier dieser Gräser zu schlummern, als in einem verhafteten Brautgewande lebendig begraben zu werden? Sie hatte das Wasser immer geliebt, aber in diesem Augenblick erschien es ihr freundlicher und anziehender als je. Sie beugte sich vor und verfolgte mit bezaubertem Blick die Strahlen, die unter die Oberfläche zu tauchen schienen und doch wie eine Kette aus goldenen Ringen auf ihr dahinglitten. Das Wasser murmelte zwischen den Weiden, wie eine kristallreine, ferne Musik voll einschmeichelnder Weichheit; es hatte für das junge Mädchen einen unbeschreiblichen Reiz, ihr zu lauschen. Immer mehr neigte sich ihr Ohr diesen lindernden Klängen zu, immer mehr drang ihr Blick in die schimmernde Tiefe, immer mehr löste sich ihre Seele ab von den Dingen außer ihr. Sie dachte nichts mehr, sie vernahm kein anderes Geräusch. Unmerklich glitt ihr Körper hin nach dieser verlockenden geheimnißvollen Welle; Schwindel erfaßte sie. Plötzlich ergriff eine nervige Hand ihren Arm und zog sie heftig zurück. Sie wandte sich um und stieß einen Schrei aus: „Jacques!“ rief sie, und ihre Augen schloßen sich.

Er setzte sich mit ihr auf die Steine am Ufer. Wie in jener Ballnacht fühlte er ihr Herz an dem seinen schlagen; er betrachtete dieses bleiche Antlitz, die eingesunkenen Augen, den kleinen, reinen Kindermund. Der Zauber der Undine hatte sich seiner wieder ganz bemächtigt; er schloß sie fester in seine Arme und drückte einen Kuß auf die geschlossenen Lider. Da schlug sie die Augen auf und kam erbebend wieder zu sich, dann preßte sie Jacques' Hände leidenschaftlich an sich.

„Ach,“ flüsterte sie, „ich habe Dich nicht mehr erwartet! Noch ein wenig später und Du hättest mich nicht mehr gefunden!“

„Du wolltest sterben!“ rief er aus.

„Ich weiß nicht . . . aber ich war so grenzenlos unglücklich und es schien mir, als ob ich meine Leiden vergesse bei dem Gesange des Wassers, das mich an sich lockte. Ach!“ rief sie zitternd, „jetzt verläßt Du mich doch nicht mehr?“ Heftiges Schluchzen verhinderte sie am Sprechen und Thränen entquollen ihren Augen.

Jacques suchte sie mit Liebsfungen zu beruhigen. Er berichtete ihr von Evonymes Vorgehen und erklärte ihr, wie es gekommen war, daß er ihren Brief erst diesen Morgen gelesen hatte. Er war am 20. September mit einem Herzen voll Zorn abgereist. „Alles war mir verhasst,“ sagte er, „Du, Evonyme, die ganze Welt. Ich setzte mich in den ersten Eisenbahnzug, der durchkam, ich wäre am liebsten bis ans andere Ende der Welt gefahren. Ich habe auch erst da angehalten, wo die Eisenbahn aufhört — in der Bretagne. Dort, zwischen Meer und Haide, suchte ich mich zu heilen, aber vergebens. Dein Schatten verfolgte mich überall. Dann bin ich in die Wälder nach Auberive zurückgekehrt, und am ersten Abend nach meiner Rückkehr erfuhr ich, daß Du Evonyme heiraten werdest.“

„Ja, ich war sehr schlecht,“ seufzte sie, „aber wenn Du wüßtest, wie ich geweint, wie ich gewartet habe! Ich habe geglaubt, Du seiest nach L. zurückgekehrt, um das junge Mädchen mit den steingutblauen Augen zu heiraten, und da hat mich die Tollheit erfaßt. Ich wollte Dir recht wehe thun und mir selbst auch; ich warf mich dem armen Evonyme an den Hals. Die Strafe ist hart gewesen,“ fügte sie hinzu, „aber wenn Du mir verzeihst, werde ich nie mehr böse sein. Ich habe alle meine Verkehrtheiten hier im Teich gelassen.“

Er nahm ihre Hände und bedeckte sie mit Küssen. „Ich liebe Dich,“ sagte er, „und mein Leben gehört Dir!“ . . . Evonyme war in dem kleinen Zimmer des Forsthauses allein geblieben. Er hatte aus dem Fenster gesehen und mit seinen scharfen Augen das Treiben der beiden Liebenden beobachtet, die sich wie zwei Schatten von dem grünen Ufer abhoben. Er atmete erleichtert auf. „Gott sei Dank! der Frieden ist hergestellt.“ Er bemerkte auf dem Fenstersims eine Pfeife und Tabak, stieß einen Freuden schrei aus, stopfte

die Pfeife und setzte sie in Brand. „Seit lange,“ dachte er, den Tabakqualm mit Wollust einatmend, „seit lange ist dies das erste Mal, daß ich mit ruhigem Gewissen rauche.“ Er beobachtete die Bewegungen des jungen Paares mit dem wohligen, sanften Gefühl, das man empfindet, wenn man vom sicheren Ufer aus auf das stürmische Meer hinausblickt. „Sicherlich,“ brummte er vor sich hin, „werde ich nie heiraten! Diese Stürme taugen nichts für mich; ich werde mich damit begnügen, am Fenster zu sitzen und den Leuten zuzusehen, die den Anker lichten und sich paarweise zur Reise nach Kythere anschicken. Und doch sind sie glücklich, diese beiden Liebenden, die dort unten spazieren gehen! Die Sonne lächelt ihnen von neuem und sie vergessen die Wut des Sturmes, der sie gepeitscht hat. Gestern rauchten sie sich die Haare aus und wollten sterben, heute ist Alles Fröhlichkeit, Festesang und Liebe. Meiner Treu:

Ein sonderer Lehrer ist fürwahr die Liebe!
Wohl dem, der nur vom Hörensagen kennt
Sie selbst und ihre wuchtigen Hiebe!

Diese Verse erinnerten ihn an den Band seines Lieblingsdichters, den er Antoinetten anvertraut hatte. „Donnerwetter!“ rief er aus, „und mein Lafontaine? Sie werden ihn unter einem Baume vergessen haben, und mein Buch ist in Gefahr, durch ein Taubad zu Grunde zu gehen!“

Er erhob sich rasch und eilte hinunter, um das kostbare Buch zu suchen; erst nachdem er es gefunden hatte, gefellte er sich zu den beiden Liebenden und alle drei traten nun gemeinsam den Weg nach Val-Clavin an.

Was wäre noch weiter zu berichten? Evonyme brachte Herrn von Lisle zur Vermunft und Jacques und Antoinette feierten im November ihre Hochzeit. Heute leben sie Alle in der Seilerstraße. Evonyme ist der Pathe des ersten Kindes der Undine geworden. Der Junge wächst heran und Drmancey lehrt ihn das Lesen in Lafontaines Fabeln, er ist ganz glücklich darüber. „Ich bilde ihn nach meinem Bild,“ sagte er, „ich genieße die Freuden der Vaterschaft, ohne die Trübsale der Ehe zu erdulden; ich bin zum Onkel geboren!“

Ein Mädchenhaar.

Bei den Büchern im braunen Spind
Fand er ein goldenes Mädchenhaar. —
„O wie mahnt du mich wunderbar,
Wie das Leben so wonnig war,
Wie die Jahre verronnen sind!“ —

Zitternd hat er dann lang' geträumt
Vor den Büchern im offenen Schrein.
Schaudernd fiel es ihm plötzlich ein,
Daß er Leben und Sonnenschein,
Daß er Frühling und Glück verjäumt.

Doch des herbstlichen Abends Rot
Küßt' ihm die schneigen Locken lind. —
Vor den Büchern im braunen Spind
Lächelnd, gleich einem träumenden Kind,
Fand ihn der dämmernde Morgen tot.

Frida Schanz.

Am Weiher.

Die nachfolgende kleine Parabel, wenn man sie so nennen darf, ist dem Englischen nachgezählt. Sie ist in meinen Augen ein echtes Kunstwerk, dessen eigenartigen Reiz, der das Erhabene oder Erhebende mit dem Nührenden, das Einfachste der Natur mit dem großen Geheimnis alles Seins und Vergehens verknüpft, der empfängliche Leser leicht fühlen wird. Eben deshalb erfaßte mich beim zufälligen Lesen der kleinen Sammlung, in der ich diese Perle fand, die Lust, sie im Deutschen wiederzugeben, was ich, ohne mich streng an den Wortlaut zu binden und mit einiger Freiheit gegen den Schluß, in Nachfolgendem gethan habe. Die Verfasserin ist eine Mrs. Gatty, eine in Deutschland wenig und jedenfalls nicht nach Verdienst gekannte Schriftstellerin, deren äußerst fein empfundene „Parabeln nach der Natur“ — eine derselben ist die hier mitgeteilte — in England schon in den sechziger Jahren mehrere Auflagen erlebt hatten.

Ich wüßte nicht, daß es irgendwo und irgendwem gelungen wäre, die zarten Beziehungen unseres Empfindens zu dem, was über unsere Diesseitigkeit hinaus liegt, so feinsinnig und beziehungsweise, so anmutig und gleichzeitig, ich möchte sagen, bescheiden, so frei von Phantasterei, so naturwahr realistisch und dabei so poetisch verklärt auszusprechen, wie es hier geschehen ist. Gleichgiltig, welcher Auffassung man in der Hauptsache huldigt, niemand, es sei denn der plumpe Materialismus der Nüchternheit, wird von dem kleinen Gemälde sich wegwenden, ohne zuzugeben, daß es von einem Strahl jenes ewigen Lichtes umflossen ist, der in aller Poesie, wo sie zum Spiegelbild des Unausprechlichen wird, uns entgegenleuchtet.

Julius Duboc.

* * *

— Will niemand, aus Barmherzigkeit,
Denen, die er zurückließ, das Geheimnis entschleiern?

„Ich möchte bloß wissen, was aus dem Frosch wird, wenn er da herauf klettert und aus der Welt geht und verschwindet. Nicht einmal seinen Schatten kann man dann noch sehen, bis er auf einmal plumps! wieder da ist, wenn man ihn gar nicht erwartet. Weiß einer zu sagen, wohin er geht? Bitte, gebt mir Bescheid!“

So sprach die Larve einer Wasserjungfer,* als sie mit vielen ihres Gleichen zwischen den Sählinggewächsen am Boden eines Wassers nach Beute jagte. Es war ein schöner Weiher, mitten im Wald gelegen, stämmliche Bäume umgaben denselben und spiegelten sich in der klaren Flut; die Binsen und Vergißmeinnicht an seinen Ufern schienen doppelt zu leben, so getreu war ihr Spiegelbild im Wasser.

„Was kümmert Dich der Frosch?“ sagte eins aus der Gesellschaft, „was geht er uns an?“

„Kümmere Du Dich um Deine Nahrung,“ rief ein anderes, „und Sorge Dich nicht um andere Leute.“

„Aber ich komme darüber nun einmal nicht zur Ruhe,“ erwiderte die, welche zuerst gesprochen hatte. „Euch kann ich alle sehen, wenn ihr hier bei mir vorbeischwimmt, und wenn ich Euch nicht mehr sehen kann, so weiß ich, daß Ihr da irgendwo in meiner Nähe seid, aber mit dem Frosch ist es ganz anders. Ich folgte ihm, als er eben nach oben ging; plötzlich ging er an die Seite, dann fing er an zu verschwinden und auf einmal war er fort. Hat er wohl die Welt ganz verlassen? Was meint Ihr und was kann da wohl außerhalb der Welt sein?“

„Ihr seid doch ein recht müßiger Schwätzer,“ rief eine Wasserjungfer, als sie bei dem Sprecher vorbeischoß, „paßt doch auf Eure Geschäfte in dieser Welt auf und überlaßt das Jenseits, wenn es überhaupt eins gibt, denen, die darin sind. Seht, welchen fetten Bissen Ihr durch Euer Spintisieren Euch habt entgehen lassen,“ und damit schnappte sie ein großes Insekt der anderen gerade vor der Nase weg.

Die neugierige Wasserjungfer fühlte sich durch diese und ähnliche Bemerkungen etwas eingeschüchtert und eine Zeit lang ging auch sie nur ihrer täglichen Beschäftigung, der Jagd auf Beute, nach. Aber wie sie es auch anstellen mochte, sie mußte immer wieder an das sonderbare Verschwinden des Frosches denken, und sie fing deshalb aufs neue an, ihre Nachbarn und andere Fische mit Fragen darüber zu quälen, was aus dem Frosch werde, wenn er die Welt verlasse. Die Ellritzen schienen die Frage zu überhören und antworteten nicht, denn sie wußten nichts und wollten doch ihre Unwissenheit nicht eingestehen. Die Aale aber machten, daß sie davon kamen und bohrten sich tiefer in den Schlamm ein, denn es war ihnen unheimlich, in ihren Geschäften gestört zu werden. Einige der übrigen Wasserjungfern wurden aber schließlich selbst von der Neugier angesteckt und nun suchten sie in allen Richtungen und legten allen, die ihnen begegneten, dieselbe unvernünftige Frage vor.

Eines schönen Tages hörten sie einen starken Klatsch und dann sahen sie einen großen gelben Frosch nach dem Grund herunter schwimmen.

„Frag doch den Frosch selbst,“ sagte eine Ellritze im Vorüberfahren mit einem etwas böshaften Augenzwinkern. Und eigentlich war der Rat gar nicht so schlecht, nur war es viel leichter gesagt, als gethan, denn der Frosch war eine Art Standesperson, vor der die kleineren Wasserbewohner große Scheu hatten. Es gehörte schon viel Selbstvertrauen dazu, eine Person von seiner hohen Stellung und Wichtigkeit zu fragen, woher er käme und wo er gewesen sei. Er konnte sehr wohl eine Frage als ein starkes Stück von Impertinenz ansehen.

Indessen, eine so gute Gelegenheit, Aufschluß zu erhalten, durfte man doch nicht vorübergehen lassen, und nachdem die Wasserjungfer zwei oder dreimal um eine Wasserlilie geschwommen war, nahm sie allen ihren Mut zusammen, sie näherte sich dem Frosch in der allerdemütigsten Haltung und sagte: „Ist es einer sehr unglücklichen Kreatur wohl erlaubt, mit Dir zu sprechen?“

Der Frosch glockte die Wasserjungfer eine Weile an und antwortete dann: „Unglückliche Kreaturen schweigen am besten still, ich rede nur, wenn ich zufrieden bin.“

„Aber ich werde auch ganz zufrieden sein, wenn ich nur reden darf,“ sagte die Wasserjungfer bescheidenlich.

„Na, denn rede,“ rief der Frosch, „was kümmert's dich.“

„Hochgeehrter Frosch,“ sagte die Wasserjungfer, „ich möchte gern eine Frage an Dich richten.“

„Nimmerzu gefragt,“ antwortete der Frosch.

Der Ton, in dem er dies sagte, klang nicht sehr ermutigend, aber immerhin, die Erlaubniß war doch gegeben.

„Was gibt es noch außerhalb der Welt?“ sagte die Wasserjungfer mit einer vor Aufregung kaum hörbaren Stimme.

* Um den unschönen Ausdruck „Larve“ nicht immer wiederholen zu müssen, gestatte ich mir in dem Nachfolgenden die poetische Lizenz, das Tierchen in dem Larven-Stadium einfach als Wasserjungfer, in seinem späteren geflügelten Zustand als Libelle, welcher Ausdruck ja ebenfalls gebraucht wird, zu bezeichnen.

„Was für eine Welt meinst Du?“ schrie der Frosch, indem er seine Augen rundum rollen ließ.

„Diese Welt natürlich, unsere Welt,“ antwortete die Wasserjungfer.

„Diesen Weiher, meinst Du,“ sagte der Frosch, verächtlich lachend.

„Ich meine hier, wo wir leben,“ sagte die Wasserjungfer etwas naseweis. „Nenne es wie Du willst, ich nenne es die Welt.“

„So, so,“ entgegnete der Frosch. „Was ist denn das, wo Du nicht lebst, Du kleines Ding, was außerhalb der Welt ist?“

„Das will ich ja gerade von Dir wissen,“ sagte die Wasserjungfer spitzig.

„Das willst Du von mir wissen, aha,“ rief der Frosch, der in ein Gelächter ausbrach. „Komm, ich werde es Dir sagen: es ist trockenes Land.“

Eine Pause von einigen Sekunden entstand, dann sagte die Wasserjungfer in einem unterwürfigen Ton: „Kann man darin umherschwimmen?“

„Ich sollte denken, nein,“ lachte der Frosch. „Trockenes Land ist kein Wasser, Jungfer Fürwitz. Das ist es gerade, was es nicht ist.“

„Aber ich möchte, daß Du mir sagtest, was es ist,“ beharrte die Wasserjungfer.

„Nun,“ rief der Frosch, „Du bist sicherlich das unausstehlichste von allen neugierigen Geschöpfen, denen ich je begegnet bin. Trockenes Land also ist so etwas ungefähr wie der Schlamm auf dem Grunde dieses Weihers, nur ist er nicht naß, weil kein Wasser da ist.“

„Wirklich!“ sagte die Wasserjungfer, „was ist denn also da?“

„Das ist ja gerade die Schwierigkeit,“ rief der Frosch aus. „Natürlich ist etwas da und man nennt es Luft. Aber wie soll ich Dir das deutlich machen? Mich selbst will es bedünken, als ob es ungefähr dasselbe wie nichts sei. Verstehst Du?“

„Nicht ganz,“ sagte die Wasserjungfer zaudernd.

„Das dachte ich mir gerade. Nun nimm meinen Rat,“ sagte der Frosch, „und stelle diese albernen Fragen ein. Es kann nichts Gutes dabei herauskommen.“

„Hochgeehrter Frosch!“ rief die Wasserjungfer aus, „erlaube mir, hierin anderer Meinung zu sein. Ich meine vielmehr, daß etwas sehr Gutes dabei herauskommen kann. Schon das ist etwas, wenn ich lerne, da, wo ich bin, zufrieden zu sein. Meine Unwissenheit macht, daß ich mich jetzt ruhelos und elend fühle.“

„Albernes Geschwätz!“ rief der Frosch, „warum läßt Du Dir nicht an der Erfahrung anderer genügen? Ich sage Dir, die ganze Geschichte ist des Aufhebens nicht wert. Aber ich will Dir einen Vorschlag machen, da Du Dich doch einmal nicht zufrieden geben willst. Setz' Dich auf meinen Rücken, ich werde Dich aufs trockene Land bringen und dann kannst Du ja selbst sehen, was es ist und ob Du es leiden magst. Ich halte es zwar für eine Dummheit, so etwas zu thun. Aber das geht mich nichts an. Ich mache Dir den Vorschlag, um Dir einen Gefallen zu thun.“

„Und ich nehme ihn mit unbegrenzter Dankbarkeit an,“ rief die Wasserjungfer voll Enthusiasmus.

„Klettere also auf meinen Rücken und dann halte Dich fest, so gut Du kannst. Denn wenn Du herunter rutschst solltest, wenn ich das Wasser verlasse, so könnte es Dir schlecht gehen.“

Die Wasserjungfer gehorchte und der Frosch schwamm sachte nach oben, bis er die Binsen am Ufer erreichte.

„Halt fest,“ rief er und dann steckte er seinen Kopf aus dem Weiher, kletterte an dem Ufer in die Höhe und kam auf das Gras. „Na, da sind wir,“ rief er aus, „was denkst Du von dem trockenen Lande?“

Aber niemand antwortete.

„Hallo, verschwunden?“ fuhr der Frosch fort, „hab' ich mir's doch gedacht. Sie ist von mir abgeglitten, das alberne Ding. Was ist da nun zu thun? Bielleicht kommt sie doch noch bis an den Ufer und dann kann ich ihr heraus helfen. Ich werde mich einmal umsehen.“

Und damit ging der Frosch durch das dicke Gras längs dem Ufer und spähetete nach dem dunkelblauen Panzer der Wasserjungfer.

Was war aber aus dieser geworden? Ach, weit entfernt, daß sie aus Nachlässigkeit heruntergeglitten wäre, hatte sie vielmehr voller Hoffnung sich aus Leibeskraft an den Frosch angeklammert und der Augenblick kam, wo ihr Kopf aus dem Wasser zu tauchen anfing. Aber in demselben Moment durchzuckte es sie wie ein heftiger Schlag, sie wurde ohnmächtig, schwach und taumelnd stürzte sie, mühsam um ihr Leben ringend, in den Weiher zurück. Erst nach einigen Sekunden kam sie wieder zu sich und bedachte, was mit ihr vorgegangen war. „Wie schrecklich!“ rief sie aus, als sie sich ein wenig erholt hatte, „außerhalb dieser Welt gibt es also nichts als Tod und Vernichtung. Der Frosch hat mich betrogen. Sei es wie es wolle, dahin kann er nicht gegangen sein, auf keinen Fall.“

Die Wasserjungfer fühlte sich sehr niedergeschmettert durch diese Entdeckung, aber bald wuchs ihr Mut und ihre Wißbegier wieder — was war aus dem Frosch geworden? Ganz unvermutet traf sie wieder mit ihm zusammen, denn als sie im Dämmerlicht des Abends von einer weiten Rundfahrt durch die Wasserpflanzen zurückkehrte, hörte sie ein Gequack und bald darauf gewahrte sie auch den gelben Frosch, der ganz ruhig, als sei nichts vorgefallen, auf einem Stein auf dem Grund des Weihers hockte.

„Du hier!“ rief die erstaunte Wasserjungfer. „Du hast also, wie mir vorkommt, die Welt wohl gar nicht verlassen. Welche Komödie hast Du mir vorgespielt! Aber das kommt davon, wenn man dem ersten besten traut, wie ich es thörichterweise gethan habe.“

„Komm, komm,“ sagte der Frosch mit einer ungewöhnlichen Anwendung von großmütiger Laune. „Du bist zu unwissend und ungehobelt, um mich beleidigen zu können, Du Knirps, wenn Du auch noch so unhöflich bist. Ich will Dir aber doch etwas erzählen, was ich gesehen habe und was Dich wohl mehr als irgend eine andere lebende Kreatur interessieren kann.“

„Und das wäre?“ fragte die Wasserjungfer, deren Wißbegier wieder mächtig anwuchs, während ihr Zorn sich besänftigte.

„Ich sah,“ sagte der Frosch, „als ich dort oben war, eine Deines Geschlechts, wie sie langsam und mühselig an dem glatten Stiel einer Binse emporkletterte, bis sie aus dem Wasser heraus war und im vollen Sonnenschein dasaß. Nicht wenig erstaunt über diesen Anblick, denn ich weiß doch, wie sehr ihr alle euch auf dem schattigen Grund des Weihers aufzuhalten liebt, betrachtete ich mir das sonderbare Schauspiel und plötzlich gewahrte ich etwas Wunderbares. Ich kann Dir nicht sagen, wie die Sache vor sich ging, aber es schien mir, als ob die Panzerhülle Deiner Stammesgenossin sich spalte und langsam, nach manchen Anstrengungen, entschlüpfte daraus eines jener strahlenden Geschöpfe, welche durch die Luft, von der ich gesprochen habe, schwärmen und welche aller Augen blenden — eine prachtvolle Libelle! Zuerst lüftete sie, als ob sie von einem verworrenen Traum erwache, nur ein wenig ihre Flügel, die schlaff und zusammengeklümpert waren, aber bald dehnte und straffte sie sie im Sonnenschein, bis sie wie von Feuer glänzten. Wie lange das dauerte, kann ich Dir nicht sagen. Ich war ganz voll von Erstaunen und Bewunderung. Das schöne Geschöpf schwebte erst ein paar Sekunden lang ruhig in der Luft, dann flog es davon. Seine vier durchsichtigen Schwingen erstarrten im Sonnenlicht, sie durchschnitten mit tönendem Geräusch die Luft, sein Körper war in blauen und grünen Glanz getaucht. So strich es über das Wasser hin, in schwingenden Kreisen, die kein Ende nahmen, immer und immer wieder! Das ist, was ich gesehen habe mit meinen eigenen Augen, denen Du trauen kannst. Und nun mach' daraus, was Du willst.“

Hier hielt der Frosch an, und es folgte nun eine lange, lange Pause.

„Welch' wunderbare Begebenheit!“ sagte endlich die Wasserjungfer, „und Du glaubst also wirklich, daß dieses prachtvolle Geschöpf, das Du beschreibst, einst eine . . .“

„Still!“ rief der Frosch, „ich lasse mich auf weiter nichts ein. Leb wohl, die Schatten der Nacht sinken auf Deine Welt. Ich kehre zu dem Gras auf dem trockenen Land zurück.“

Der Frosch schwamm nach dem Ufer und erkletterte dasselbe, während die Wasserjungfer voller Unruhe zu ihrem Stamm zurückkehrte, der während der Dunkelheit von der beständigen Jagd nach Erwerb und Beute ausruhte.

„Versprich!“ sagte eine bittende Stimme.

„Ich verspreche Dir!“ war die ernste Antwort.

„Zuverlässig?“

„Zuverlässig!“

Aber die Stimme, welche dies sagte, klang schwach und tonlos, denn die Wasserjungfer war krank und erschöpft. Ihre Glieder hatten die alte Kraft verloren, ein schwerer Druck lag auf ihnen. Die Jagdbeute reizte sie nicht mehr, die Seepflanzen, durch die sie bisher geschwommen war, waren ihr widerwärtig, ja selbst das Wasser, in dem sie geboren war, lastete auf ihr wie Erstickung. Nach oben zog es sie, nach oben, nach oben! Dieser starken Empfindung wich jede andere, ihr mußte sie, das fühlte sie, gehorchen wie einem unabänderlichen Gesetz. Und nun dachte sie an das, was der Frosch berichtet hatte, und mit Bittern fühlte sie, daß die Zeit gekommen war, in der sich das Rätsel ihres eignen Daseins lösen werde. Ihre Freunde und Verwandte standen um sie herum, einige von gleichem Alter, andere, die eine Generation jünger waren und erst in diesem Jahr das Licht der Welt erblickt hatten. Alle waren ihre Anhänger, viele teilten ihre enthusiastischen Hoffnungen. Sie hätten ihr gern Hilfe gebracht in der Stunde ihrer Schwachheit, wenn es nur möglich gewesen wäre. Und nun folgte eine ernsthafte Bitte und ein feierliches Gelöbniß, daß, wenn die große

Hoffnung sich als wahr erweise, die Wasserjungfer zu ihnen zurückkehren und ihnen die Bestätigung bringen wolle.

„Aber wenn Du es vergessen solltest,“ sagte eins der jüngeren voll Zagen.

„Die alte Heimat vergessen,“ sagte die sterbende Wasserjungfer, „vergessen unsere Lust, unsere Jagden, unsere Triumphe, unsere Furcht und Hoffen? O unmöglich!“

„Aber wenn Du nicht im Stande wärest zurückzukehren,“ murmelte ein anderes.

„Noch unwahrscheinlicher,“ sagte die Wasserjungfer. „Was kann dem, der so erhöht worden ist, unmöglich sein? Lebt wohl, meine Lieben, binnen Kurzem werdet Ihr mich in einer neuen, glänzenderen Erscheinung sehen, lebt wohl!“

Die Stimme der Wasserjungfer war gebrochen. Langsam und schwerfällig klonn sie das Ufer in die Höhe zu den Binsen und den Bergfahnen. Einige Freunde begleiteten sie in der Hoffnung, die Verwandlung mit ansehen zu können. Aber das war natürlich eitel Täuschung. Sobald die Wasserjungfer, an einer Binse in die Höhe kletternd, über das Wasser emportauchte, entwand sie den Blicken ihrer Begleiter. Denn ihre Augen, die nur für das wässrige Element taugten, besaßen die Kraft nicht, über dasselbe hinaus zu dringen und so kehrten sie enttäuscht und bekümmert zu dem Grund ihres Leides zurück.

Dort warteten sie die langen Stunden des Tages auf die Rückkehr der Geschiedenen, erst freudig, dann besorgt, dann als die Schatten der Nacht sich mehr und mehr ausbreiteten, in verzagender Furcht und Hoffnungslosigkeit. „Sie hat uns vergessen,“ riefen die einen, „sie ist einem Tod erlegen, von dem keine Wiederkehr ist,“ die anderen, „sie wird doch noch zu uns kommen,“ sagten einige wenige, die an der Hoffnung festhielten. So vergingen die Stunden, so verging der zweite Tag, ohne daß eine Aenderung eintrat. Auch alle Nachforschungen, die sie an dem Rand des Leiches anstellten, um eine Spur der Verschwundenen zu entdecken, blieben ergebnislos. Schließlich herrschte eine allgemeine Mutlosigkeit und ein finsternes Schweigen. Die Wehklagen um den Verlust, den sie erlitten, wie um ihr eignes ungewisses Loß waren erschöpft. Dann am Morgen des dritten Tages, als die Stammesgenossen sich eben für ihr tägliches Geschäft rüsteten und ausziehen wollten, trat eine andere Wasserjungfer, die nächste Verwandte der Verschwundenen, vor die übrigen hin. Ihr Aussehen war verändert, aus den Augen leuchtete etwas, was ihnen in den gewöhnlichen Tagen niemals eigen gewesen war.

„Freunde,“ sagte sie, „ich war, wie Ihr wißt, am nächsten mit unserer Geschiedenen befreundet. Urteilt also, wie tief es mich verwundet hat, daß sie nicht einmal zu uns zurückgekommen ist, wie sie es doch versprochen hatte. Aber ich fühle, daß ich dahin gehen werde, wohin sie vorausgegangen ist, — aufwärts, aufwärts, aufwärts! Ein unwiderstehliches Verlangen treibt mich. Aber ehe ich gehe, erneue ich für mich und meine Schwester das feierliche Versprechen, das sie gab. Sollte die große Hoffnung Wahrheit sein, so kommen wir zurück und bringen Euch Botschaft. Kehre ich nicht zurück, so — aber verlaßt Euch auf mich; mein Wort ist mir mehr als mein Leben.“

So verließ die Wasserjungfer ihre Schar, die ihr nachblickte, bis sie dem Wasserbereich entwand. Dann harrten sie, Stunde auf Stunde, aber vergeblich. Und als die Sonne sich neigte, sank ihnen abermals der Mut und das Vertrauen und manches Wort gegen die Verrätere und Lieblosigkeit der Geschiedenen ward gehört.

„Sie ist treulos,“ riefen einige, „sie vergift uns in ihrem neuen Glück,“ sagten andere. „Das Märchen von der anderen Welt ist erfunden,“ murrteten wieder andere, nur sehr wenige beharrten: „wir wollen nicht verzweifeln.“

Und abermals begab es sich nach einigen Tagen, daß die letzte Verwandte derjenigen, die zuerst von dannen gegangen war, krank wurde und ihr Ende nahen fühlte. Und wieder gab sie das feierliche Versprechen, das die beiden ersten gegeben hatten. Und auch sie stieg durch das kalte Wasser aufwärts zu den Pflanzen am Rande des Weihers und von dem Blatt einer Ranunkel erhob sie sich in jene Lustregion, in welche die Augen der Wasserjungfern nicht zu blicken vermochten. Dann folgten wiederum Stunden vergeblichen Wartens, erneuter Enttäuschung, quälender Zweifel und banger Kämpfe zwischen Furcht und Hoffnung. Und als dies vorüber war, traf das gleiche Schicksal andere. Denn für Alle kam die Zeit, wo das verlarvte Geschöpf an das Ziel seiner Laufbahn anlangte und wo es weiter emporsteigen

mußte, um seine Bestimmung zu erfüllen. Aber für die Zurückbleibenden blieb das Loß immer das gleiche. Und immer gab es einige, die zweifelten und fürchteten, einige, die leugneten und spotteten, einige, die vorwärts schauten und hofften.

Unsere Illustrationen.

Stimmen im Walde. Auf Waldespfad, mit leichten Schritten, — So wandelt sie, ein lieblich Kind, — Sorglos in grüner Wildnis Mitten — Und summt ein Lieblein, froh gesinnt. — Es wallt um ihre jungen Glieder — Wie Schwanenflaum ein licht Gewand, — Strohhütchen hängt zur Erde nieder, — Von Blumen schwer ist Saum und Hand.

Da horch! aus dichten Blütenbäumen — Melod'ischer Ruf, der Amiel Schlag! — Wie stimmt er sanft zu holdem Träumen, — Wie hallt er süß im Herzen nach! — Des treu Geliebten muß sie denken, — Getrennt von ihr, ach! weit, so weit, — Zur Ferne die Gedanken lenken, — Zu künft'ger selig froher Zeit.

Wie süß, wenn dann — — doch still! o stille! — Sie lauscht auf einmal wie gebannt: — Ein Ton, er drang durch Traumes Hülle, — Ein Ruf, dem Herzen so bekannt! — „Um Gott! Wenn's nur das Echo wäre — Von Vögleins Rufen ‚hüb-lü!‘ — Doch nein, o nein! Das, was ich höre, — Ist seine Stimme, sein Ruf ‚Marie!‘“

Und nun — entgegen seinem Klange — Fliegt sie dahin, dem Vöglein gleich, — Ihr Herz, wie Klopfs so selig bange! — Ihr süß Gesicht, wie schimmernd's bleich! — Und sieh! o sieh! in Augenblüte — Er ist's! Sie fliegt an seine Brust — — O! groß ist Gottes Vatergüte, — Und süß des Wiedersehens Lust! L. B.



Der erste Verdruß in der Ehe. Schon ein Verdruß in der Ehe, und dieselbe ist doch kaum eine Stunde alt! Ja wohl, und ein sehr ärgerlicher! Mit welcher Gewissenhaftigkeit hatte die junge Blumenarbeiterin das Geld zum Brautkleide erspart, mit welchem Fleiß daselbe in ihren wenigen Freistunden, zuzumt den Orangeblüten in Kranz und Bouquet, eigenhändig gearbeitet — alles so hübsch und adrett, wie es sich für ein ehrbares Kind des Pariser Arbeiterviertels St. Antoine und Braut eines wackeren Formers paßt, — und da — da ist der sonst so geschickte Bräutigam so grenzenlos ungeschickt, ihr an der Kirchthür, vor allen Leuten, den Saum vom Kleide zu treten, daß sie mit nachschleifenden Fegen vor den Altar treten muß. O! sie ist sehr böse, sehr! Und alle seine Scherze und alle humoristischen Entschuldigungen, die er ihr zuläßt, können sie jenen Verdruß nicht so ohne weiteres vergessen machen! Nein! Und darum sieht sie ihn lieber gar nicht an, während die gute Kimée mit geschickter Hand den Schaden notdürftig ausbessert, bevor die Gäste kommen. Nein, keinen Blick, sonst müßte sie am Ende doch noch lachen; er ist so drollig, so sehr drollig! Auch Mutter und Schwiegervater nehmen die Sache leicht, scheint es, und der Wein, den sie, in Erwartung des bescheidenen Hochzeitsmahls im Vorstadt-Restaurant, probieren, mündet ihnen darum nicht minder. Aber ihr, der Braut, ist und bleibt es eine peinliche Sache, und Gott gebe, daß es keine böse Vorbedeutung für den Ehestand werde. Weiß man doch — aber still! Der Birt ruft: Die Gäste kommen! „Bist Du fertig, Kimée? Schön! Besten Dank! Und nun kommen Sie her, Monsieur Ungechick, und reichen Sie mir Ihren Arm! Ihr Verdienst ist es nicht, daß ich nicht mit hängendem Saum auch vor die Gäste treten muß. Allons donc!“

Moden-Notizen.

Auch die „selige, fröhliche Weihnachtszeit“, die Tage der glücklichen Sorgen, sind für die Mode wirksame Anregung zu emsigerem Schaffen, zur Entfaltung größeren Glanzes. Als wollte sie den strahlenden Lichterglanz des Christbaumes noch unterstützen, breitet sie eine blendende Fülle von reichen, prachtvollen Stoffen für die bevorstehende Gesellschaftsaison aus, vor allem in jenen das „Weilwerk“ der Damentoilette bildenden Fantasieartikeln, deren hervorstechendsten Bestandteil das Gold bildet. „Gold“ ist überhaupt die Parole der Saison! Goldiger Faden zieht sich schimmernd durch die Spitzgewebe, durch einzelne Wollentoffe, für eleganter Toilette bestimmt, Goldfäden, Goldtressen, Goldschnur sind die auserlesenen Motive für Besätze aller Art; Goldgaze, Golddraht und Perlen liefern Blätter und Blumen, Goldstickereien zieren die Fächer, und endlich — Goldsiligran ist der bevorzugteste Schmuck. Werden unsere jugendlichen Freundinnen trauern, wenn die Mode ein Veto einlegt gegen die naturfarbenen, künstlichen Blumen? Aber der Ausgleich, den sie dafür bietet in den vollendet schön hergestellten Goldblumen mit Blättern aus Goldbrokat und Draht, mit langen Staubfädenbüscheln aus Kantille und gekräuseltem Goldfaden, ist so überzeugend, daß wir gern für eine kurze Spanne Zeit von unseren Lieblichen Abschied nehmen. Wir können's nicht hindern: „am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles!“ Selbstverständlich entbehren auch die Ballstoffe der Saison jenes glänzenden Schimmerns nicht.

Als bevorzugte Neuheit gelten die mit Goldfaden durchwebten, mit kleinen Goldpleins bedruckten Gazearten und die Tarlatane gleichen Genres. Variationen einzelner Stoffe bestehen in erhabenen Franzennüssen, in kleinen, lose im Gewebe hängenden Kantilleringen, im Vermicelmuster u. a. m. Gradezu faszinierend aber ist die Wirkung der indischen Brokatstoffe in Gold und Silber und in Silber mit leuchtenden Blumen durchwebt, welcher Stoff denn auch nur in ganz diskretem Maße für Balltoiletten verwendet wird und namentlich als Tablier in der Zusammenstellung mit gaufrirter Seidengaze oder Tarlatan, mit ganz deutliche volle Würdigung findet. Es muß hierbei eingeschaltet werden, daß sich mit dem hochtönenden Titel „indischer Brokat“ der Preis in keiner Weise deckt, daß vielmehr ein sehr mäßiger Aufwand eine äußerst glanzvolle Toilette erlaubt. Von zartem Hauch und seltener Anmut ist ein Ballstoff: crêpe-lisse à fleurs, der mit crêpe-lisse uni oder mit glattem crêpe, schöner aber noch mit farbiger Seide zusammengestellt wird. Farbige Seide unterkleidet sind neben vielen der Ballstoffe eine Hauptbedingung, da sie den zarten Geweben das erforderliche Relief geben. Unerlässlich sind sie für Spitzgewandungen, in denen die Mode zur Zeit den Ausdruck hoher Eleganz, ja des comode il faut der Saison findet. Volants aus schwarzer oder weißer Blende, aus sächsischer Spitze, gesticktem Tüll von 1 Meter Höhe geben die erwünschten Rodgarnituren, zu denen dann Spitzen von entsprechendem Charakter, Vertengarnitur, Fichu, Panier oder das sonst benötigte Arrangement bilden. Für einfachere Toiletten liefert die Mode aber auch farbigen Mull und Muslin, indischen Muslin, goldbedruckten Muslin und gemillerten Tüll und Muslin, die rückfichtlich der Wirkung, bei grazioser Drapierung, von den bei weitem kostbareren Stoffen in keiner Weise verunzelt werden. Zu jenen wie zu diesen ist auch der Auspuß von Perlen gestattet. Perlentabliers, gemischt aus Wachsperlen, aus hängenden Perlen, weißer Schmelz auf Tüll genäht, perlmutterfarbene Perlen zu mattfarbiger Seide, alles das sind Motive von durchaus modischem Geschmack und hohem Effekt. Besonders reiches Spiel aber entwickelt sich unter den Garnituren aus schwarzen Perlen, Jet und Jais rivé. Die schwarze Perle ist überall zulässig; zur Konfektion als Stickerie, als Passementerieobjekt, als Spitze, als einzelner Dekorationsgegenstand auf Mänteln, Kleidern, Zäckchen. An letzteren, die bald als „veste Figaro“, bald als „Bolero“ auftreten, genießt die Perle eines besonderen Vorrechtes. Für den Achselabschluß fungiert sie reichlich in einer epaulettenähnlichen Patte, in etwas größerer Dimension und die Agraffe vertretend, vermittelt sie den vorderen Schluß am Halsauschnitt,



1.

erscheint auch wohl verjüngt auf dem Postillonshoch oder auf den Armeln (Abb. 1). Die Zäckchen, sowie die in Weste und Zäckchen variierte Form der Kleideraillen gewinnt von Tag zu Tag größeren Anhang. Farbige Seiden- und Sammetwesten, farbige surah-Blusen unter einem Figarojäckchen sind durchaus chic, ja zu elegantem Anzug wählen die Damen hellfarbige gestickte Westen, weiße oder paille-farbene Lederwesten mit seidengestickter oder goldgestickter Bordüre am unteren Rande.



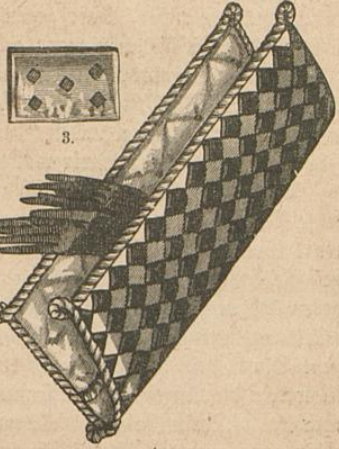
2.

Auf das jetzt so reichhaltige Moderepertoire komme ich in den nächsten Mitteilungen eingehender zurück; das Weihnachtsfest mit den Sorgen für passende Geschenke veranlaßt heute noch einige Worte über die beigelegten Abbildungen 2 bis 4. Ein geschmackvoller Bilderrahmen für ein Herzzimmer oder ein schöner Spiegel für ein Voudoir oder den Toiletentisch dürften recht willkommenes Gaben sein. Und da wir bezüglich der Kunst und des Kunstgewerbes uns wieder einmal im „Bronzezeitalter“ befinden, so sind demgemäß auch für

Weihnachten die meisten Geschenkgegenstände aus Bronze, cuivre poli und Kompositionsmetallen hergestellt. Aus vielen geschmackvollen und schönen Sachen haben wir den mit Abb. 2 gegebenen Spiegel, (auch als Rahmen verwendbar) als besonders schön herausgegriffen.

Arbeiten in Flechtwerk à damier sind das Resultat der modischen geflochtenen Tressen und Besätze. Man findet eben überall den Nachhall der Mode, so auch in den Handarbeiten. Das Sachet ist aus schrägen Atlasstreifen — blau und erme — geflochten und mit parfümierter Watte und Atlasfutter versehen. Das kleine Riechflissen imitiert eine franz. Spielkarte, die selbstverständlich in jeder beliebigen Marke hergestellt werden kann.

Bezugsquelle für Ball- und Gesellschaftsstoffe: Berlin, Modébazar Gerson u. Co. und H. Lissauer, Markgrafenstraße 57; für Schmuckgegenstände und Fächer: C. Sauerwald, Berlin, Leipzigerstr. 20; für Borten und Besatzartikel: Siegbert Leby, Markgrafenstr. 34; für Metallrahmen, Spiegel u. Rokotnik & Co., Berlin, Friedrichstraße 180; für Sachets und Riechflissen: Modébazar Gerson & Co.



3.

Neuer praktischer Regenmantel. Wir verdanken der Frau M. Meyer, der Vorsteherin des Kunststickerei-Ateliers in Hamburg,



1.

2.

die Einwendung eines Regenmantels, der, nach Prinzipien des Prof. Jäger hergestellt, in seinem praktischen Wert und eminenter Nützlichkeit zum Schutz gegen Sturm und Regenwetter allseitige Anerkennung finden dürfte. Der Mantel, von dem wir eine Beschreibung zur vollständigen Anfertigung beifügen, hat nichts Auffälliges in der Form; selbstredend ist Stoff und Farbe desselben, gemäß dem Zwecke, jedem individuellen Geschmack anheimgegeben.

Der Mantel ist aus einem 3 Meter langen, 160 Cent. breiten Stoffteil hergestellt, der an dem einen (hinteren unteren) Querrande, von der Mitte nach den Seiten hin, etwas abgerundet ist. In diesem Teil hat man, wie Fig. 3 zeigt, einen Teil für das Halstuch ausgeschnitten und, von diesem ausgehend, in der vorderen Hälfte einen Einschnitt für den Schlitze gemacht, um das Hindurchstecken des Kopfes zu ermöglichen. Längs dieses Schlitzes ist der Mantel mit einer Knopfstochpatte und Knöpfen



3.

versehen und am Halsauschnitt mit einem Stieftragen verbunden. Die hintere Hälfte des Mantels hat man am Taillenabschluß mehrmals der Quere nach in regelmäßigen Entfernungen in Falten gereiht, dieselben ziemlich dicht zusammengehoben und auf der Rückseite eine starke Schnur angebracht, deren Enden oberhalb des Vordertheils zusammengebunden werden. Um das Auseinanderfallen der hinteren Faltenpartie zu verhindern, ist in halber Rockhöhe auf der Rückseite eine Gummibandspange angebracht. Die vordere Hälfte des Mantels hat man am Taillenabschluß eingereicht, auf der Rückseite der Falten ein Band angebracht, dessen Enden hinten unterhalb des Rückenteils zusammengebunden werden und an den Seitenrändern, nachdem dieselben in zwei aufwärts gefehrte Falten geordnet sind, mit Knöpfen und Knopfstochpatten versehen, die gleichfalls hinten geschlossen werden. Außerdem sind in der vorderen Hälfte Einschnitte für die Taschen gemacht. Anstatt der eingereichten Falten in der vorderen Hälfte können dem Mantel auch Brustfalten eingenäht werden.

Der Schnitt dieses Mantels ist durch die Administration des Bazar, Berlin W., Wilhelmstr. 46/47, zum Preise von 1 M. zu beziehen.

Pariser Modenbrief.

Die Pariser Gäste haben sich in diesem gesegneten Fruchtjahre in den umschatteten Schlössern, unter den sonnigen Kindern Florens, am Gestade des ewigen Ozeans, in Dieppe und Trouville länger wohl sein lassen, als es sonst der Fall ist, und so ist denn auch die Modegöttin mit ihren Herbstüberzählungen später erschienen. Die Herbstmoden sind freilich Übergangsmoden, und zwischen den Zeilen des neuen Programms liest ein Kennerauge bereits die zukünftige, die des Winters heraus. Man verjuchte es mit allerlei Neuerungen, und wenn diese gefallen, so kann man ihnen mit vieler Zuversicht eine längere Lebensdauer prophezeien. Dies gilt vorzüglich auch für die Nuancen. Die unbestimmten Farbentöne sind bevorzugt: Falence-Grün, Otterfarben, feuillemorte, Mantelwurzgrau, das mordoré, eine braunrötliche Nuance, das Blaugrün u. a. m. Die Wollentoffe sind diesmal sehr grob und stöckig und, im Gegensatz zu denen des vorigen Jahres mit ihren Blumen- und Fruchtdeffins, einfarbig. Allerdings gibt es auch zweigetönte in hellfarbigen Kombinationen, wie sie sich für die heitere Jugend am besten schiden. Man paßt hier die Sammettaile einer der beiden Nuancen an. Was die Façon anbetrifft, so sind die glatten Roben mit ihren großen, einfachen, in die Schleppe auslaufenden Falten sehr beliebt, so beliebt, daß sie sogar für die Promenade, selbstverständlich kurz, dominieren dürften. Ihre harmonischen Linien lassen eine elegante Taille überaus vorteilhaft hervortreten. Für die Dinertoiletten werden vielfach die Panneaux in anderen Nuancen wie der Rock gewählt, so z. B. für eine seidene Crémorobe ein Panneau aus rosafarbenem Sammet. Als bizarre, pikante Façon sei diese flüchtig notiert: die Robe auf der einen Seite geflügelt, auf der anderen hoch aufgenommen. Im allgemeinen muß man indessen konstatieren, daß die Mode in Sachen des Robenschnittes bisher wenig erfindungsreich gewesen ist. Nichts als Spielarten der alten Grundformen, mehr absonderlich, fantastisch, um nicht zu sagen abenteuerlich, als originell und charakteristisch. Die Röcke werden vielfach mit mächtigen Agraffen garniert, welche unter Schmetterlings- oder Laubengestalt oder in anderen Motiven auftreten und zweifellos geschmackvoll sind. Als Originalität sei am Schluß dieses Robenthemas noch eine Art von wolletem filzartigen Rock erwähnt, bronze- oder otterfarben, der mit mattgetönten Stickereien bedeckt ist, letztere als Bänder oder in gesonderten Motiven.

Die kleinen Mäntelchen sind nicht entmodet; ihre neueste Form der sogenannten mantelet-capuchon, feuillemorte oder grau, mit Sammetbesatz, die langen Schöße vorn derart, daß man sie um die Taille schlingen kann. Auch die Limousine, Sammet oder Wolle, bleibt in Gunst, zumal gestreift, z. B. blau und weiß. Ganz neu sind die kurzen zuavenartigen Mäntel, die sich über einer Weste öffnen. Um ein Beispiel anzuführen: braun und weißgestreifter Sammet, schwarze, mit zwei Zetreiben galonnierte Sammetweste. Man kann übrigens als Generalregel aufstellen, daß die Mäntel entweder sehr kurz oder sehr lang sein werden. Neben ihnen sind die langen Redingotes zu erwähnen, welche die Robe gänzlich umhüllen und die Taille enganschließend hervortreten lassen. Sogenannte Brandebourgs, den Husarenknäuren ähnlich, ersetzen die Knöpfe. Kleine schräge Taschen über den Hüften.

Ich sprach schon von der Vorliebe für mattfarbige Nuancen. Diese erstreckt sich bis auf die Schmuckfachen; das matte Gold dominiert. Die Stickerei ist mehr als je beliebt: Gold, Silber, Stahl glitzern neben dem in allen Farben getönten Jet auf den Mänteln so wohl, wie auf den Gesellschaftskostümen. Wollenschnüre und wollene Spitzen schmücken Wollen- und Tuchroben für die Straße. Passementerie, Sammet und Seide sind desgleichen zum Garnieren beliebt. Gürtel und Metallschnallen, zumal in Silber, beut die Mode in Überflus.

Unter den beliebtesten Hutformen sei der Capote, des Tyrolerhuts und vor allem der spitzen „cornette“ gedacht. Allerliebste Garnierungen, viel Federn, Vögel und Bänder. Unter den Vögeln, die diesmal unendlich voluminöser sind, als vor drei Jahren, gönnte man der vielverzweigten Papageienfamilie und den Sumpfvögeln, vor allem der Schnepfe, den ersten Rang, meistens in Begleitung einer Panache, einer hellgrünen oder braunen delikaten Agrette. Riesige grüne Papageien mit roten Köpfen, gelbe Vögel auf blauem Grunde; Schnepfenschnäbel, deren Grat rot gefärbt ist u. Als Nuance für die Hüte ist das Jägergrün und ein unbestimmtes dunkles Blaugrün hochbeliebt. Viel Silbertüll, schwarzer Tüll mit Goldstücken, schmale Goldtressen, Silber- und Goldstickereien, goldene Nadeln von Distanz zu Distanz, beispielsweise auf einer dunkelblauen, mit hellblauen Bändern geschmückten Sammetkapote. Reizende Filzkapote, in Nuance und Aussehen dem russischen Gelbleder täuschend ähnlich, mit grünem schmalen Besatz und einer Befassine vorne. Grüne Sammetkapote, hinten die Bindungen der Schnecke reliefartig imitierend. In den Sammetrinnen, wenn dieses Gleichnis gestattet ist, große milchweiße Perlen in kurzen Zwischenräumen. Die sogenannten choux aus weißen grobwoollenen Galons sind als hochmodern zu bezeichnen, ebenso die dicken Kimbänder aus Plüsch. Zum Schluß die Bemerkung, daß auch in den Fächern die Feder mehr als je dominiert, z. B. gelblich in der Mitte, weiß die Peripherie, oder gelb der Rand und schwarz die Mitte. Auch eingetönt, besonders weiß und silbergrau. Auf den weißen Federn kleine gelbe Federblüten mit weißen Daunenstaubfedern, reizend anzusehen. Als Fächergriff besonders Perlmutter. Als originelle Dessins für Papierfächer viel Schmetterlinge und Kartenmenschen mit einem Treßfuß auf der Brust, oder einem roten Herzen auf dem weißen Banner, das sie grazios in der Hand halten. M. B.

Wirtschaftsplaudereien.

Zimmer- und Tafelgeräthe im Renaissancestil. Wir führen unseren Lesern in den nachstehend skizzirten und beschriebenen Zimmer- und Tafelgeräthen kunstgewerbliche Erzeugnisse aus dem E. Cohn'schen Magazin in Berlin SW., Leipzigerstr. 88, vor; dieselben zählen zu der reichen Auswahl von prächtigen Festgeschenken, welche diese Firma alljährlich aufstellt und in den Verkehr bringt, und deren Verzeichniß unseren Abonnenten auf ihren Wunsch seitens genannter Firma kostenfrei zugefandt wird.



Fig. 1. Thee- und Kaffeefervice.

Fig. 1. Thee- und Kaffeefervice aus Alboid (vernickeltem Britanniametall) ist in Guss wie in der Biskulierung gleich lauter ausgeführt; als Vorbild diente dem Modelleur eine zinnerne Nürnberger Kanne aus dem siebzehnten Jahrhundert. Weinerne Plättchen an dem kunstvoll ausgeführten Gentel schützen, wenn die Kanne heiß ist, die Hand. Das komplette Thee- und Kaffeefervice besteht aus Kaffeekanne, für ca. 10 Tassen Inhalt (Preis 18 Mark), Theekanne für ca. 6 Tassen (Preis 12 Mark), Sahntopf und Zuckernapf (je a 8,50 Mark); zum Ensemble paßt ein fein ladirtes Theebrett aus Papier maché, schwarz mit weißen Fäden und Griffen, in Länge von etwa 45 Cent. (Preis 14 Mark); der Preis für das vollständige Service beträgt 60 Mark, indes werden auf Wunsch auch alle Einzelstücke geliefert.



Fig. 2. Engl. Kohlenheim.

Fig. 2. Die englische Kohlentrommel in Helmform findet sich zahlreich in der Bekanntschaft der englischen gentry vor den Kaminen, gleichzeitig als Zimmerschmuck vertreten. Der hier skizzirte Helm ist aus cuivre poli gefertigt und ebenso gefällig in der Form, wie solide in Ausführung und Material. Der Preis dafür ist 75 Mark in cuivre poli und 50 Mark ganz glatt in blankem Kupfer.



Fig. 3. Renaissance-Bowle.

Fig. 3. Die Skizze der Renaissance-Bowle zeigt ein ganz besonders reiches, prächtiges Tafelgeräth, das dem Speisesaal zum Schmucke gereicht. Fuß und Sockel aus cuivre poli tragen die grünliche geschliffene Glasbowle; Sockel, Kranz, Griffe und die übrigen Metallverzierungen sind reich und geschmackvoll ornamentiert. Die Bowle hat einen Inhalt von ca. 10 Litern und kostet 100 Mark.



Fig. 4. Verzeilus-Lampe mit Kessel im Renaissancestil.

Fig. 4. Unsere Abbildung Fig. 4 führt uns eine Verzeilus-Lampe mit dazu gehörigem Kessel vor, die stilvoll ausgeführt eine Zierde des Theerisches bildet. Der Kessel hat einen Inhalt von etwa 2 Litern (ca. 16 Tassen). Der Preis von Lampe und Kessel, aus cuivre poli gefertigt, beträgt 40 Mark, aus Nostlupfer 48 Mark.



Fig. 5. Blumen gießkanne.

Feine Küche.

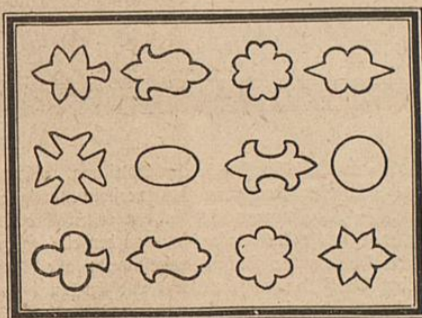
Brüner Suppe. Will man das Suppenfleisch für die Tafel benötigen, so nimmt man für 12 Personen ein Rippensstück von 5 Kilo, andernfalls schneidet man 1 1/2-2 Kilo mageres Schenfleisch in dünne Scheiben und löst davon nach trüherer Vorschrift 4 Liter gute Fleischbrühe. Etwa eine Stunde vor dem Anrichten schneidet man eine mittelgroße Sellerieknolle, 1 Porree, 1 Petersilienwurzel, 2 Möhren, 1 Kohlrabi (über der Erde), von dem dicken Strunke eines Weißkrauttopfes ein Stück in kleine Würfel, dämpft dies alles in frischer Butter 15 Minuten, gibt dann die durchgeseichte Fleischbrühe dazu, kocht die Suppe mit dem Wurzelwerte langsam 1/2 Stunde durch und richtet sie über Suppenbistritz oder gerösteten Semmelschnitten an.

Feines Ragout in Muscheln. Gute Reste von Kalbsbraten, Hühnern, überhaupt hellem Geflügel, Kalbsmilch, Nieren, Champignons und dergleichen feinen Sachen kann man dazu verwenden. Alles zerschneidet man in nicht zu kleine Würfel. In frischer Butter schwitz man 2 Eßlöffel voll Mehl und ein ganz kleines Stüchlein feingehackte Chokolade — auch kann man dies mit 1-2 Sardellen fein hacken und mit dem Mehl durchschwizen — gibt etwas Weißwein oder Madeira, Citronensaft, Kapern und die Fleischwürfel dazu, schmeckt nach dem Salz, füllt das Ragout, welches recht gebunden sein muß, in die gut gebutterten Muscheln, bestreut es mit geriebenem Parmesantäfel und Semmelfrümmen, träufelt Krebsbutter darauf und schiebt die Muscheln 10-15 Minuten vor dem Anrichten in den Ofen. Die Oberfläche darf nicht hart und trocken werden.

Karpfen in Burgunder. In etwas Rotwein wird das Blut der Karpfen beim Schlachten aufgefangen und zur Seite gestellt. Die Karpfen schuppt man, wäscht sie sorgfältig in Wasser, dann das Innere der Fische noch mit Rotwein, sticht mit einer Gabel öfter von Außen und Innen in das Fischfleisch, reibt es mit Salz ein und stellt die Karpfen 1 1/2-2 Stunden zurüd. Nach dieser Zeit legt man in den Fischkessel 1 Vorbeerblatt, 2 in Scheiben geschnittene Zwiebeln, etwas Thymian, Basilikum, ein Petersiliensträußchen, etwas dünn abgehäute Citronenschale, einige weiße Pfefferkörner, legt die Karpfen darauf, gießt 1-2 Flaschen frischer Butter schwitz man 1-2 Eßlöffel voll Mehl hellgelb, gibt die durchgeseichte Brühe, das Karpfenblut, 1-2 gehackte Sardellen, etwas geriebene Muskatnuß und 1-2 Eßlöffel voll Kapern ohne deren Essig hinzu, kocht die Sauce recht sämig ein und gießt sie beim Anrichten über die Karpfen. Rings um dieselben legt man geröstete Semmel-CROUTONS abwechselnd mit den Scheiben einer Citrone und gibt gleichmäßige kleine Salzkartoffeln nebenher.

Gefüllte Gans mit Makkaroni. Eine recht weiße junge Gans wird gut vorbereitet, entnöhrt und dann das Innere mit Salz und Pfeffer eingerieben; so legt man sie, die Brust nach unten, auf ein reines Tuch. 250-300 Gramm Makkaroni blanchirt man in gelbem kochendem Wasser, gibt sie auf einen Durchschlag und übergießt sie mit frischem Wasser, worauf man sie in 4-5 Cent. große Stücke schneidet und sie wieder erwärmt, mit 50-60 Gramm frischer Butter, 125-150 Gramm geriebenem Parmesantäfel und 1-2 Eßlöffeln weißem Pfeffer, nebst etwas geriebener Muskatnuß mischt. Die Makkaroni füllt man in die Gans, näht diese zu, umbindet sie mit einem mit Butter bestrichenen, mit Salz bestreuten Papierbogen, legt sie auf eine Bratenleier, stellt diese in die Pfanne, gießt einen Dampfen hoch kochendes Wasser darunter, stellt die Pfanne in den Ofen und brät die Gans unter fleißigem Begießen 1 1/2-2 Stunden. Beim Anrichten verzert man die Schüssel mit Brunntresse und gibt eine nach einem Rezept vom November 1881 zubereitete Trüffelauce dazu.

Rezept zu Königsberger Mand. Marzipan. Man bräut 240 Gramm süße und 80 Gramm bittere Mandeln kurze Zeit mit heißem Wasser, entfernt die Schalen und alle ranzigen und angegriffenen Mandelstüchlein, breitet die Mandeln auf eine Serviette aus, trocknet sie gut ab und zerreibt sie dann auf einem Reibeisen mit möglichst engen Öffnungen. Dann reibt man 1/2 Kilo besten Hutzucker auf demselben Reibeisen und rührt beides, Mandeln und Zucker, mit Rosenwasser, dem man einige Tropfen Orangenhülsenwasser zusetzen kann, zu einem steifen Teige an. Der Marzipan wird um so schöner werden, wenn man diesen Teig drei oder vier Tage lang an einem kühlen Orte der Ruhe überläßt, bevor er, wie folgt, weiter verarbeitet wird. Auf einem Kuchenbrette, das mit Zuckerpulver oder feinstem Weizenmehl (Zuckermehl) bestrichen ist, rollt man soeben den Teig aus und sticht mit Hilfe von Blechformen beliebige Figuren aus, welche mit einem dünnen Rande von Marzipan-Masse, die sie um etwa 1/4 Cent. überragt, umgeben werden. Der Rand wird mittelst Rosenwasser angefeuchtet. Die geformte Marzipan-Masse wird nun auf weißem Briefpapier oder Oblaten auf ein Blech gelegt, über dasselbe der Deckel einer Tortenpfanne, der mit glühenden Holzkohlen gefüllt ist, gestürzt und etwa 4 Minuten oder so lange darauf gelassen, bis die Oberfläche des Marzipans einen leichten bräunlichen Anflug erhält. Der herausgenommene und völlig abgekühlte Marzipan wird dann mit einem Zuckerguß versehen, hergestellt aus 1/2 Kilo geriebenen Zuckers, welcher mit dem Saft einer Citrone und ein wenig Wasser 1 Stunde hindurch zu einem mäßig dicken Brei gerührt wurde. Wenn der Zuckerguß auf dem Marzipan erstarrt ist, belegt man ihn nach Belieben mit bunten in Zucker eingelegten Früchten. Was die Ausstechformen anbelangt, so wird neuerdings eine Zusammenstellung solcher vom Cohn'schen Magazin, Berlin, in den Handel gebracht. Auf einem Karton, dessen Rückseite mit Rezepten für die Kuchenbäckerei (in deutscher und französischer Sprache) bedruckt ist, findet sich ein Duzend Blechformen aufgeföhret; ihre Umrisse zeigt die nebenstehende Skizze. Solch ein Karton kostet 3 Mark.



Englischer Weihnachtskuchen (Christmas-Cake). Man nehme 1/2 Kilo Butter, 1/2 Kilo gestohlenen Zuder, 1/2 Kilo sehr feines geliebtes Mehl, 1/2 Kilo fein geschnittene Succade, 1/2 Kilo Rosinen, 1/2 Kilo Korinthfen, etwas Zimmt, Gewürznelken und fein geschnittene Citronenschale und 10 Eier. Man rührt man die Butter recht schäumig, thut einige Löffel Zuder hinein, hierauf etwas Mehl, etwas von den übrigen Ingredienzien und ein Ei und fährt so mit dem Einrühren fort, bis alles darin ist. Dann bestreicht man eine Form mit Butter, bestäubt sie mit Mehl, füllt die Masse hinein und bäckt sie bei guter Hitze, die erst nach 2 Stunden etwas nachlassen darf, drei Stunden lang, läßt den Kuchen kalt werden und gebraucht ihn erst nach 24 Stunden. Er hält sich lange frisch und gut, besonders wenn man ihn, oder auch die Reste davon, unter eine Glasglocke stellt. Weihnachtsplätzchen. Man rühre 1/2 Kilo gestohlenen Zuder mit vier Eiern recht kräftig und gebe dann 8 Gramm Zimmt, 2 Gramm Gewürznelken, beides fein gestohlen, die fein gehackte Schale einer Citrone, 2 Gramm pulverisiertes Hirzichorn und 1/2 Kilo fein durchgeseihtes Mehl hinzu, rolle den Teig kleiningerdicht aus und steche mit einem Blechformchen kleine Kuchen in der Größe eines Weinglases daraus, lege sie auf ein Blech und lasse sie so lange liegen, 1-2 Tage, bis sie oben trocken geworden sind, drehe sie

nebenstehend skizzirte Blumen gießkanne aus cuivre poli hin, ein überaus zierliches Zimmergeräth. Die beiden Seiten der Kanne zeigen einen blauen Tritonen, auf einem Delphin reitend. Der Preis dieses reizenden Festgeschenkes ist 20 Mark. — Über den „Weihnachtstisch für kleinere Geschenke“ werden wir in nächster Nummer berichten.

dann um und bäcke sie dunkelgelb. — Diese eigentümlichen Plätzchen sind sehr wohlnehmend und dabei haltbar. Chocoladen-Matronen. Ein halbes Kilo Gramm gute süße Mandeln werden mit einem Tuche sauber abgerieben und, ohne sie zu schälen, mit Zusatzfüßung von vier Eiweißen fein gestohlen oder auch auf einem feinen Reibeisen gerieben; dann verrührt man sie mit 625 Gramm Zuder, 250 Gramm geriebener Chokolade und dem Saft von acht Eiweißen, legt runde oder längliche Matronen davon auf Oblaten oder Papier und bäckt sie bei gelinder Hitze.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes vom 1. Dezember.

Fig. 1. Gesellschafts-Kleid. Der Rock aus satin ist längs der Vorder- und Seitenbahn in der Weise der Abbildung mit teils in Längs-, teils in Quersalten geordneten Atlassteilen überdeckt und mit einer aus Seide und Perlen hergestellten Passementerie garniert. Das Überkleid aus gemustertem Sammet hat man mit Westenteilen, Revers und Stehtragen, sowie mit einer langen Schleppe von glatttem Sammet ausgestattet; die Schleppe mit Atlasfutter. Creme-farbene Spitzen begrenzen den Außenrand der edig eingeschnittenen Vordertheile des Überkleides und garnieren die Ärmel. Im Haar ist eine Feder-Nigrette angebracht.



Fig. 2. Gesellschafts-Kleid. Der 226 Cent. weite Rock aus satin ist mit einem Bolant und Garniturteilen von reps ottoman, sowie mit in Falten geordneter, 56 Cent. breiter Spitze überdeckt. Die aus gleichem reps ottoman hergestellte Taille hat man mit einem Kolliere-Fisch von Spitzenstoff, welches sich als Panier fortsetzt und mit großen Wachsperlen benäht ist, verbunden. Kleine Sträuße von Hedenrofen vervollständigen die Taillengarnitur und dienen als Haarjgarnat. (Siehe die Rückansicht Abb. 1.)

Schach.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 140 Seite 336.

Aufgabe Nr. 142.

Motto: „As you like it.“

Schwarz.

Weiß.

1. D a 8 - g 8.

Schwarz.

1. K e 4 n. f 3, -

f 5, - d 3.

Weiß.

2. D g 8 n. g 2, -

g 6, L d 1 - c 2

mat.

A.

Weiß.

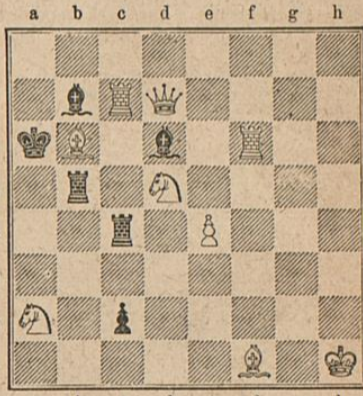
1.

Schwarz.

1. Bellebig anders.

Weiß.

2. D. ober S. mat.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge mat.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 38.

Zwei französische Rätsel.

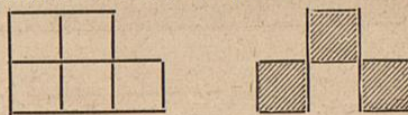
- 1. Je reviens tous les ans remplacer mes trois freres; Si vous m'ôtez le coeur je ne reviendrai plus.
2. Je puis orner la tête Quand je garde ma tête, Et je sors de la tête Quand je n'ai plus de tête.

Auflösung des Rebus Seite 352.

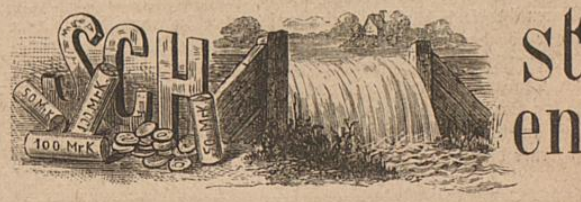
Wo man denkt, wird's Schreiben auch nicht rosten, Wille haben keine Posten.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 37 Seite 352.

Die nachstehenden beiden Figuren ergeben das Verfahren:



Rebus.



Das neue Lissauer'sche Modenwarenhans in Berlin.



Das großartige Warenhaus der Modewaren-Firma H. Lissauer in der Markgrafenstr. 57 zu Berlin, deren Magazin beinahe ein halbes Jahrhundert in der Jägerstrasse sich befand, wurde in diesem Frühjahr vollendet und nimmt augenblicklich unter den monumentalen, dem Warenhandel dienenden Bauten Berlins eine hervorragende Stelle ein. Der amerikanische Grundsatz, daß jeder Bau für kaufmännische Spezialitäten diesen angepaßt sein müsse und demgemäß alle Anlagen für Wohnräume ausschließt, ist darin zum Ausdruck gelangt. Sämtliche Räume gruppieren sich, durch Zwischenwände nicht eingengt, offen und hell um einen auf Säulen ruhenden Lichthof, welchen durch drei Stockwerke sich rangierende geräumige und freundliche, zum Lager wie zum Verkauf dienende Galerien umgeben. Mitten in diesem Lichthof befindet sich, von vergoldetem Drahtgestell umzogen, der Schacht für den Fahrstuhl, der zur Bequemlichkeit des Publikums die Parterre-Räume mit den oberen Etagen verbindet und absolut sicher funktioniert; außerdem dient eine helle breite Treppe an der Vorderseite des Etablissements diesem Zwecke. Für den Verkauf und die Musterung der aufgeführten Waren ist die Lichtwirkung eine außerordentlich vorteilhafte, denn nicht nur von den beiden Hauptseiten, auch von der Mitte aus strömt das Licht gleichmäßig in sämtliche Räume und schiebt das bei den meisten Neubauten störende Halb Dunkel aus. — Die Seidenwaren, welche den Stamm-Artikel des Etablissements bilden, sind im Parterre-Geschoß an den beiden Längsseiten desselben vereinigt. Im Parterre haben ferner die leichten eleganten Ballstoffe, Weißwaren, Tulle,

Gold- und Silberstoffe ihre Abteilung, während direkt in der Mitte des Lichthofes Neuheiten des verschiedenartigsten Genres ausgelegt sind. — Begibt man sich in den ersten Stock, so findet man dort die wollenen Robenstoffe, von den einfachsten bis zu den elegantesten Artikeln der Saison aufgestellt; alle Spezialitäten der Fabrikation Deutschlands, Frankreichs und Englands sind vertreten, und hier macht es sich besonders bemerkbar, wie das ausländische Fabrikat, infolge der Vervollkommnung der vaterländischen Industrie, mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Von dieser Galerie gelangt man in das Lager der weißen Elasser Stoffe, der Leinewaren und Shirtings, der Gebede aller Art, der Herren- und Damen-Wäsche; sie enthält ferner, in einer besonderen Abteilung, alle diejenigen Stoffe, welche für den Weihnachts-Verkauf zurückgelegt werden und last not least ein elegantes, mit Spiegelglas ausgelegtes Lichtzimmer, zur Betrachtung der Robenstoffe bei Gasbeleuchtung. — In der zweiten Etage sind rings auf den durch vergoldete Gitter abgeschlossenen Galerien die farbenreichen Sortimente in Sammeten aller Art aufgeschichtet, welchen die Firma Lissauer ein so hervorragendes Renommee verdankt. Hier befindet sich auch die Abteilung für Konfektionsstoffe, Mäntelplüsch, Sealstin, Krimmer u. s. w.; besonders weite Räume auf den westlichen Breitseiten dienen zur Auslage von Möbel- und Dekorationsstoffen, Teppichen, Gardinen, Stores u. s. w. Namentlich sind es die Teppiche in ihrer bunten Farbenpracht, die hier das Auge fesseln, nicht minder die Neuheiten

in der vielverzweigten Mode der Stores und Gardinen, in Tüll, Mull, farbiger Seide, Glasmalerei-Imitation u. s. w. — Das dritte Stockwerk umfaßt die Engros- und Reserve-Lager des mächtigen Etablissements, sowie den Expeditions-Saal für auswärtige Aufträge. In diesem herrscht stets ein lebhaftes Treiben der die Waren aussuchenden und abmessenden Kommiss, der Buchhalter, Kontrolleure und Inspektoren, alle bemüht, die mit jeder Post eingehenden Aufträge zu expedieren.

Einen wahrhaft faszinierenden Anblick genießt der Besucher des schönen Etablissements, wenn er von der obersten Galerie aus in den von Bogenlicht-Ballons elektrisch beleuchteten Raum hinabschaut und das in seiner Art einzige Gefüge von reich decorierten und mit Stoffschätzen überfüllten Galerien mit einem großen Blide erfährt. Märchenhaft schön! Und wie in einem Märchen sind auch Zauberkräfte bereit, den staunenden Besucher jeder eigenen Anstrengung zu überheben, ihm beispielsweise das Herabsteigen in die von Käufern und Verkäufern belebte Tiefe des Bazars zu ersparen. Zwar der Riesenvogel Krake ist es nicht, der ihn auf seine Flügel nimmt und sanft hinabträgt; doch nicht minder sanft und nicht minder sicher schwebt er in glanzvoll decorirtem Fahrstuhl durch die Etagen hinab, um unten abermals von dem regen Treiben, wie es die Nähe der Weihnachts-Saison besonders in diesen Räumen hervorruft, anregend empfangen zu werden.